

MATT CAIN

Das  
geheime  
Leben  
des  
Albert  
Entwistle

ROMAN

ullstein 

Matt Cain

Das geheime Leben des Albert Entwistle



Matt Cain

# Das geheime Leben des Albert Entwistle

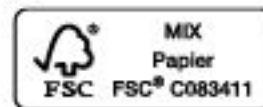
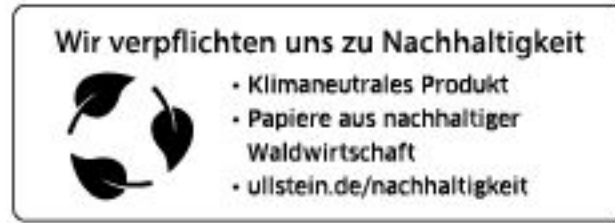
Roman

Aus dem Englischen  
von Marie Rahn

Ullstein



Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)



Deutsche Erstausgabe im Ullstein Paperback

1. Auflage September 2021

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Copyright © 2021 by Matt Cain

Titel der englischen Originalausgabe: *The Secret Life of Albert Entwistle*  
(Headline Fiction, London, 2021)

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © FinePic®, München

Autorenfoto: © Pan Macmillan

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus.com

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86493-195-6

Für Harry, meinen eigenen Albert



# Kapitel Eins

Albert Entwistle war Postbote. Viel mehr wussten die Leute nicht von ihm. Und er achtete darauf, dass es so blieb.

An einem dunklen, frostigen Morgen im Dezember kam er in der beruhigenden Gewissheit zur Arbeit, dass der vor ihm liegende Tag so sein würde wie immer – genau wie jeder andere seit Jahren und Jahren.

Es war kurz vor sechs, als er auf den Hinterhof des Postamts der Royal Mail radelte, das sich am Rande von Toddington befand. Kaltes, harsches Licht drang aus den Fenstern des einstöckigen Wellblechbaus, dessen graue Steinfassade durch die postrot gestrichenen Fensterrahmen und Türen nur geringfügig aufgeheitert wurde. Gähnend stieg Albert von seinem Rad und kettete es an. Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Der Minutenzeiger näherte sich der Zwölf. Wenn er in das Gebäude ginge, würde es Punkt sechs Uhr sein. *Genau wie es sein sollte.*

Er knöpfte seinen Dufflecoat auf, zückte den Ausweis, der ihm um den Hals hing, und beugte sich zum Magnetsensor. Das vertraute Klicken zeigte an, dass das Schloss entriegelt wurde. Er trat ein.

»Alles klar, Albert?«, fragte der Wachmann, ohne groß aufzublicken. Ste Stockton war ein gut aussehender Mann Mitte zwanzig mit Muskeln, die wie gemalt aussahen. Er war so damit beschäftigt, Bilder seines Körpers im Internet zu zeigen, dass er sich kaum dafür interessierte, wer das Gebäude betrat – was, wie



Albert einräumen musste, für einen Wachmann nicht ideal war, aber er sehr schätzte.

»Tag auch«, erwiderte Albert nickend. Das war seine Standardbegrüßung, geäußert in einem Ton, der jegliche Erwiderung vereitelte. Im Laufe der Jahre wurde er sehr geschickt, soziale Interaktionen weitgehend abzuwehren, und als er die sechzig überschritt, merkte er, dass die Leute ihn ohnehin immer weniger beachteten. Das passte Albert bestens; wenn es nach ihm ging, wäre er am liebsten unsichtbar.

Als er an einer Reihe Rollwagen vorbeiging und dem Gang zum Hauptverteilraum folgte, wappnete er sich gegen die größte Herausforderung des Tages. Er versuchte immer, sich unbemerkt einen Weg durch die Wellen des lebhaften Geplauders zu bahnen, die zwischen seinen Kollegen aufbrandeten – vor allem montagsmorgens. Die meisten von ihnen wollten Berichte über ihre Erlebnisse am Wochenende austauschen. Mittlerweile ließen sie ihn damit in Ruhe, obwohl neuere Kollegen anfangs stets dem Irrtum anhängen, er hätte ein Privatleben abseits der Arbeit, genau wie sie. Und dann tat er ihnen leid, wenn sie erkannten, dass es nicht so war.

»Wie wär's denn mit einem Hobby?«, hieß es daraufhin.

»Bowling zum Beispiel?«

»Meine Tante Mabel hat liebend gerne gepuzzelt.«

Er hoffte, heute davon verschont zu bleiben, drückte die Tür auf und betrat die Halle.

Alberts erste Hürde bestand darin, unbemerkt am Büro der Managerin des Verteilzentrums vorbeizukommen. Marjorie Bennett war eine laute und geschwätzig Fünfzigjährige, die jedem ungehemmt viel zu viele persönliche Fragen stellte – oder sich weitschweifig über ihr Privatleben ausließ. Wenn sie nicht gerade über die Hämorrhoiden ihres Mannes tratschte, hielt sie ihre Kol-



legen über jede einzelne ihrer Wechseljahrsbeschwerden auf dem Laufenden, bis ins letzte Detail. Auch heute unterhielt sie die Reinigungskraft bei weit offener Tür mit einer ausführlichen Beschreibung ihrer Hitzewallungen.

»Ganz ehrlich«, sagte sie, »ich schwöre, auf meinem Bauch könnte man Spiegeleier braten.«

Albert senkte den Kopf und eilte vorbei. Er verstand nicht, warum so viele Menschen bereitwillig ihre intimsten Erlebnisse preisgaben.

Es war eindeutig etwas, das durch Interviews mit Prominenten gefördert wurde, ganz zu schweigen von den sozialen Medien, von denen alle geradezu besessen waren. Depressionen, Sucht, Missbrauch: Anscheinend gab es keine Tabus mehr. Aber das gab's für Albert nicht. Er hatte überlebt, weil er seine wichtigsten und tiefschürfendsten Erlebnisse für sich behalten hatte.

*Komm schon, ermahnte er sich, einfach weitergehen.*

Er schlängelte sich zwischen den kreuz und quer stehenden Stahlkarren durch, die mit Postsäcken beladen waren. Ein paar der jüngeren Angestellten sortierten die Briefe und Päckchen und warfen sie in die grauen, auf Ständer gespannten Säcke. Albert steuerte das Zentrum der riesigen, mit Neonlicht erhellten Halle an, wo jeder der Postboten ein eigenes Sortierregal hatte. U-förmige Schreibtische waren von endlosen Regalreihen mit winzigen Fächern umgeben, die für die einzelnen Adressen der jeweiligen Tour standen. In den nächsten dreieinhalb Stunden musste die Post in die korrekte Reihenfolge der täglichen Zustellrunde gebracht werden, die in Alberts Fall aus 667 Adressen bestand.

Er hängte seinen Mantel und seine Signalweste auf und mied die Blicke der Kollegen.

Am Schreibtisch links von ihm trank Jack Brew gerade einen Tee und nahm das letzte Spiel der hiesigen Fußballmannschaft



auseinander. Jack war ein Mann in den Fünfzigern, dessen Kopf zwar kahl war, dessen Körperbehaarung dafür aber so dicht, dass man ihn für einen Werwolf halten konnte. Jack beschwerte sich regelmäßig über seine Frau, die er als Nervensäge bezeichnete, obwohl sie Alberts Eindruck nach einfach nur nett war; sie kaufte die Geschenke für den Geburtstag von Jacks Mutter oder buchte den Familienurlaub. Allerdings war Jacks Meckern über seine Frau nichts im Vergleich zu den Schimpftiraden, die er für den Manager des Toddington FC vorbehielt.

»Letzten Endes«, verkündete er, »kann dieser Witzbold nicht mal ein Kaffeekränzchen leiten, geschweige denn einen Fußballverein.«

Die umstehenden Männer brummelten zustimmend, worauf Jack seinen Sermon fortsetzte. Bei solchen Gelegenheiten musste Albert immer an seinen Dad denken. *Vielleicht konnte ich ihn deshalb nie leiden.*

Jack war so in die Diskussion vertieft, dass er zur Begrüßung nur die Hand hob. Albert spürte, wie seine Schultern vor Erleichterung entspannten.

Wie es aussah, drohte ihm vom Regal hinter ihm auch keine Gesprächsgefahr. Dort arbeitete eine der wenigen weiblichen Postangestellten, eine junge Mutter namens Sue Frinton. Sue war süchtig nach Preisausschreiben und hatte im Laufe der Jahre schon alles Mögliche gewonnen, darunter Reisen und ein Auto, aber auch Einkaufsgutscheine des hiesigen Supermarkts und ein sogenanntes Vampir-Lifting, was Albert unangenehme Assoziationen bescherte. Ihr Spitzname lautete ›Tsunami‹, weil sie so unorganisiert war: Ihr Sortierregal sah geradezu wüst aus, und sie kam jeden Morgen zu spät. An diesem Tag war sie noch nicht da, daher wusste Albert, wenn sie erst käme, hätte sie keine Zeit mehr



zum Plaudern. Zumindest darauf kann ich mich bei Tsunami immer verlassen.

Leider konnte man das nicht von seinem Kollegen rechts von ihm behaupten. Smiler war eine drahtige Frohnatur in den Vierzigern. Er hatte so viel Energie, dass er kaum stillstehen konnte und selbst, wenn er sich mal hinsetzte – was selten genug vorkam –, immer noch zappelte. An seinem Sortierregal klebten unzählige Fotos von dem Bowlingteam, das er leitete, und von seiner fünfköpfigen Familie, die sich mit albernen Grimassen bei irgendwelchen verrückten Aktivitäten präsentierte. Smiler verlieh seiner Dienstuniform immer eine persönliche Note. So trug er heute Lametta um den Hals und eine Nikolausmütze mit Mistelzweig auf dem Kopf.

»Hi, Kumpel«, rief er fröhlich. »Schönes Wochenende gehabt?«

Albert keuchte auf, als hätte er einen leichten Schlag in den Magen bekommen.

»Ja«, quiekte er aufgeschreckt. Um das Gespräch sofort zu unterbinden, fragte er: »Auch eine Tasse Tee?«

»Nein, danke«, grinste Smiler. »Ich bin schon bedient.« Breit lächelnd hob er einen Becher mit einem Rentier drauf, dessen Nase sich rot färbte, sobald er mit heißer Flüssigkeit befüllt wurde.

Albert nickte und entschuldigte sich. Es war zehn nach sechs, daher war er sicher, dass all seine Kollegen sich schon mit Heißgetränken versorgt hatten und die Küche leer war. Zu seiner Überraschung jedoch hantierte im Pausenraum jemand mit dem Wasserkessel. Der junge Mann – schwarz und groß wie ein Laternenpfahl – hatte den Kopf hinten und an den Seiten kahl rasiert und trug eine so enge Jeans, dass Albert sich fragte, wie er sich damit



hinsetzen wollte. Würde mich nicht wundern, wenn meine Unterhose älter wäre als er.

Er wich zurück und tat so, als würde er auf sein Handy starren. Obwohl da keinerlei Nachrichten waren, tröstete er sich mit einem Foto von Gracie, das er in seiner Galerie gespeichert hatte.

Der Pausenraum war mit den alten, verschrammten Schreibtischen und Plastikstühlen nicht wesentlich gemütlicher als die Arbeitshalle. Ein alter Fernseher hing an einer einst weiß verputzten Wand, die jetzt nikotingelb war, obwohl man hier seit Jahren nicht mehr rauchen durfte. Albert erhaschte einen Blick von sich in dem Spiegel, der halbherzig mit einer dürftigen Lametta-girlande geschmückt war. Mit seinen vierundsechzig Jahren war er zwar der älteste Mitarbeiter hier, sah aber wenigstens nicht so aus. Tatsächlich konnte er noch für Ende fünfzig durchgehen. Zugegeben, er hatte mehr Falten als früher, aber die tägliche Zustellrunde hielt seinen Körper fit. Außerdem hatte er noch volles Haar, das nicht grau, sondern braun war, wie ein Vollkornkeks oder eine gute Tasse Tee.

»Alles klar, Kumpel?«, fragte der junge Mann unvermittelt.  
»Sehe dich zum ersten Mal.«

Alberts Stimmung sank wie ein kaputter Fahrstuhl. »Oh, ja, Tag auch«, brachte er hervor und starrte angestrengt zu Boden.

»Ich bin der Ty«, sagte der Junge und trat mit ausgestreckter Hand zu ihm. »Ty mit ›y‹. Kurzform von Tyger.«

Albert hatte keine Ahnung, wovon er redete, gab ihm aber trotzdem die Hand.

»Mein Name?«, setzte der Junge hinzu, als wäre das eine Frage.

»Oh ja, ver-verstehe«, stotterte Albert und nickte, während sein Blick kurz zu seinem Gegenüber huschte. »Schön, dich kennenzulernen, Ty.«



»Und du?«, fragte Ty.

»Albert«, zwang er sich zu sagen. »Albert Entwistle.«

»Alles klar, Mann. Und wie lange bist du schon bei der Post?«

»Seit meinem sechzehnten Lebensjahr.«

»Echt?« Ty hielt inne, als müsste er überlegen. »Ist ja krank, Mann!«

Albert wusste nicht, ob das eine Beleidigung sein sollte. Er ermahnte sich, höflich zu sein und ebenfalls eine Frage zu stellen. »Und du hilfst uns beim Weihnachtsrummel?«

»Genau, bin von der Zeitarbeit?«, erwiderte Ty und hob am Satzende erneut die Stimme.

Albert fiel auf, dass Ty seinen Tee in Alberts persönlichem blaugrün gestreiften Becher gemacht hatte. Aber er war zu schüchtern, ihn darauf hinzuweisen.

»Oh, ja, sehr schön«, nickte er. Und weil sich das wohl so gehörte, füge er hinzu: »Willkommen.«

Ty dankte ihm und verließ den Raum.

Kaum war die Tür geschlossen, spürte Albert, wie die Angst aus ihm herausströmte.

Er machte sich seinen üblichen starken Tee mit einem Spritzer Milch und zwei Stück Zucker und nahm den einzigen Becher, der noch übrig war: Er zeigte eine Frau, die aussah, als bekäme sie einen Elektroschock, und darunter den Spruch: Gefahr! PMS! Mit dem Becher in der Hand schlich er sich zurück ins Verteilzentrum.

Als er verstohlen zu seinem Regal ging, kam Marjorie aus ihrem Büro und verkündete, sie würde selbst gebackene Mince Pies verkaufen, um für ihren kranken Enkel Geld für eine Reise nach Disney World zu sammeln. Seit bei Bradley eine seltene Krebsform festgestellt worden war, ließ sie sich immer wieder solche Projekte einfallen, weil sie überzeugt war, je glücklicher er wäre,



desto besser könnte er auch die Krankheit bekämpfen. Mehr als einmal hatte Albert sich beteiligen wollen – einmal hatte er sogar schon Geld in der Hand und ging Richtung Büro. Doch dann hatte er gesehen, wie Marjorie in Tränen ausbrach, als sie Sue von den Auswirkungen der Chemotherapie des Jungen erzählte. Und allein der Gedanke daran, in einen solchen Gefühlsausbruch zu geraten, ließ ihn sofort wieder kehrtmachen.

»Kommt schon, Leute«, rief Marjorie, als mehrere Angestellte sich um sie scharten, »schnappt euch die sündigen Dinger: die besten Mince Pies in ganz Lancashire!«

Aber Albert senkte erneut den Kopf und eilte vorbei. Seine Gesprächskapazitäten waren bereits erschöpft. Er wollte sich nur noch in seiner Arbeit verlieren.

Er sortierte die Post und packte sie ordentlich in Säcke. Dann schnappte er sich einen Rollwagen und lud alles in einen Van. Als er vom Postgelände fuhr, huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Nun begann der Lieblingsteil seines Tages.

Die Sonne schien von einem wolkenlosen Himmel. Es war einer jener strahlenden, kühlen Wintertage, an denen Albert sich immer besonders tatkräftig fühlte. Er bemerkte, dass einer seiner Kollegen einen kleinen Schneemann am Rückspiegel aufgehängt hatte, prüfte, ob auch niemand zusah, und stupste ihn an.

Er fuhr nordwärts über Toddingtons Hauptstraße, vorbei am imposanten viktorianischen Rathaus und den zahlreichen kleinen Läden, die einst die lebhafteste und blühende Seele der Stadt gewesen waren, nun aber das beinahe ausgestorbene Zentrum der Gemeinde bildeten. Fast jedes zweite Geschäft war mit Brettern vernagelt, sodass die Straße an ein Gebiss mit Zahnlücken erinnerte. Allerdings gab es immer noch ein Sonnenstudio, zwei Friseure und drei Nagelstudios – ein Rätsel für Albert. Ergänzt wurden sie durch mehrere Läden für E-Zigaretten, Discounter und



Pfandleihen und sage und schreibe fünf Filialen von Gregg's Bakery. Aber das inhabergeführte Warenhaus, das früher Käufer aus dem gesamten Umfeld anlockte, hatte schon seit fünf Jahren geschlossen – genau wie die unabhängige Buchhandlung, der Juwelier und der alte Spielzeugladen, wo er früher seine Zinnsoldaten gekauft hatte. Nicht, dass Albert sich nach den alten Zeiten zurücksehnte – ganz und gar nicht. Dennoch überkam ihn Wehmut: Die Stadtverwaltung hatte zwar versucht, die Geschäftsstraße mit neuer Festtagsbeleuchtung und sogar einem aufwändig dekorierten Weihnachtsbaum zu schmücken, doch wirkte sie immer noch trist und verlassen.

Albert hielt an einer Ampel und trommelte aufs Lenkrad, während eine Frau mit einem Gesicht wie eine Rosine die Straße überquerte und dabei an einer Zigarette zog. Seine Mam hatte immer gemeint, Rauchen auf offener Straße wäre »vulgär«. Obwohl sie bereits seit achtzehn Jahren tot war, hörte er ihre Stimme noch so deutlich, als säße sie direkt neben ihm. Er verdrängte den Gedanken an seine Mam; dieser würde ihm nur den Tag verderben.

Als es grün wurde, fuhr Albert an der Bücherei vorbei, die zwar angeblich vor der Schließung bewahrt worden war, aber merkwürdigerweise nie geöffnet hatte. Dann vorbei an der ehemaligen Kirche, die mit ihren verschiedenen Kunstgewerbemesen mittlerweile mehr Besucher anzog als früher mit ihren Gottesdiensten. Als Nächstes kam der Marktplatz mit der Statue eines Adligen, der in der Stadt geboren war. Seit ein paar Wochen trug die Statue ein Verkehrshütchen als Kopfbedeckung, das die Polizei aus unerfindlichen Gründen noch nicht entfernt hatte. Albert fand den Anblick ziemlich komisch und stellte sich gern vor, wie sich der, der dafür verantwortlich war, jedes Mal ins Fäustchen lachte, wenn er daran vorbeikam.

Nach einem kurzen zweispurigen Abschnitt, der voller Mut-



tertaxi, Nachzüglern und Zuspätkommern auf dem Weg zur Arbeit war, erreichte er eine von Reihenhäusern gesäumte Straße, wo der Verkehr allmählich nachließ. Während er schneller fuhr, sah er durch die gelegentlich auftauchenden Seitensträßchen die Moorlandschaft von Lancashire, ein Anblick, der ihn immer wieder unfehlbar aufheiterte. Er steuerte an der Arztpraxis, der Schule und dem Gartencenter vorbei, vor dem immer noch etliche Weihnachtsbäume zum Verkauf standen. Nicht, dass er sich einen holen wollte: wozu auch, wenn weder er noch Gracie etwas damit anfangen konnten? An Ende der Straße parkte er den Lieferwagen vor Cod Almighty, der Fish & Chips Imbissbude, in der er sich sein wöchentliches Auswärtsessen gönnte. Er hob seinen Trolley heraus, prüfte, ob die Schnürsenkel seiner robusten Wanderschuhe auch ordentlich zugebunden waren, und knöpfte seine Jacke zu, weil es ziemlich frisch war. Er war bereit für seine Tour.

Fast bei jedem Haus auf der Seite mit den ungeraden Hausnummern stellte er Post zu und bog dabei mehrere Male in Sackgassen und Seitenstraßen ein. Er schob Briefe durch Briefkästen jeder denkbaren Form und Größe: Manchmal waren es Briefschlitze im unteren Bereich der Haustür, die ihn zwangen, sich zu bücken, was ein Zwacken in seinem Rücken verursachte, welches er stets ignorierte; andere Schlitze waren so schmal, dass nur die dünnsten Briefe hindurchpassten; weitaus häufiger gab es welche, die von einem harten, seine Fingerknöchel schrammenden Borstenschutz blockiert wurden. Und schließlich waren da noch solche, die er am liebsten mochte: breit, leicht zu öffnen und auf Bauchhöhe.

Hin und wieder wurde ihm die Post von übereifrigen Hunden entrissen. Er war auch schon mal von Terriern gejagt worden, die ihr Territorium verteidigen wollten. Aber mittlerweile kannte er jeden möglichen Angreifer auf seiner Route und war immer mit



Keks und Bällchen bewaffnet, um sie abzulenken. In der Nähe eines eher großen Grundstücks, das von einem besonders aggressiven Border Collie beschützt wurde, hatte Albert in einem Busch einen Stock versteckt, da der Hund sich sofort in seine Hütte zurückzog, wenn er damit fuchtelte.

Wegen der zusätzlichen Weihnachtspakete und -karten musste er heute häufiger als gewöhnlich zwischen Lieferwagen und Trolley hin und her laufen. Aber das störte Albert nicht. So konnte er ausgiebiger als sonst die Welt in ihrem Treiben beobachten. Und als Beobachter erlaubte er sich ein Gefühl der Zugehörigkeit.

Allein auf der heutigen Runde sah er auf Fensterbänken und Kaminsimsen etliche Zeugnisse von Geburten und Todesfällen, von Hochzeiten und Scheidungen. Er entdeckte Anzeichen für neue Jobs und Studienplätze genauso wie Hinweise darauf, dass jemand Schulden oder Gesundheitsprobleme hatte. Die amtlichen Schreiben, Rechnungen, privaten Karten oder Briefe, die er zustellte, boten Einblicke in fremde Leben – und manchmal erlaubte er sich, Geschichten zu der Post zu erfinden, Geschichten, von denen er wusste, dass er sie selbst nie erleben würde. Gleichzeitig war er darauf bedacht, jeglichen Kontakt zu Menschen so oberflächlich wie möglich zu halten. Er winkte durchs Fenster denjenigen zu, die nicht bei der Arbeit waren, und grüßte höflich, wenn er klingeln musste, weil er ein Paket zu übergeben hatte oder eine Unterschrift erforderlich war. Allerdings legte er ein solches Tempo vor, dass die Empfänger glauben mussten, er hätte keine Zeit für ein Schwätzchen. Wenn er in einem Laden oder im Sekretariat der Highschool Post zustellte, freute er sich immer über eine herzliche Begrüßung, achtete aber darauf, sich nie in ein Gespräch verwickeln zu lassen.

»Ich darf nicht trödeln«, sagte er immer, um sich davor zu



schützen – und wenn nur die geringste Gefahr bestand, doch in ein Pläuschchen verwickelt zu werden, wies er nickend auf seine Posttasche und verkündete munter: »Diese Briefe flattern nicht von selbst ins Haus.«

Dem widersprach nie jemand.

Besonders vorsichtig musste er sein, wenn er Post an die Handvoll Menschen zustellte, von denen er wusste, dass diese sehnsüchtig auf menschliche Interaktionen warteten. Etwa nach einem Drittel seiner Tour kam er zu einer Sackgasse mit Bungalows, die an das Moor grenzten. Dort wohnte unter anderem eine ältere Frau namens Edith Graham. Er kannte ihren Namen genau, obwohl sie nur selten Post bekam. In den fünf Jahren, seit sie hier wohnte, hatte er auch noch nie einen einzigen Besucher beobachtet. Aber einmal war er Zeuge ihres traurigen Versuchs gewesen, einen gleichgültigen Müllmann anzusprechen, und ein anderes Mal hatte er sie bei einer sehr lebhaft wirkenden Diskussion mit zwei Zeugen Jehovas gesehen. Soweit Albert es beurteilen konnte, verbrachte Edith ansonsten jeden Morgen auf ihrem weich gepolsterten Sessel im Wohnzimmer, der so positioniert war, dass sie gleichzeitig fernsehen und aus dem Fenster blicken konnte. Jedes Mal, wenn sie Albert entdeckte, winkte sie. Und jeden Morgen rückte sie zur Sesselkante und lächelte hoffnungsvoll.

Doch Albert hielt immer den Kopf gesenkt, so wie auch heute. *Ich kann nicht stehen bleiben, ich habe zu tun*, versicherte er sich leicht schuldbewusst. *Und was sollte ich auch sagen?*

Also ging er weiter, und als er die frei stehenden, vornehmen Häuser am Rand des Parks erreichte, musste er auf die Toilette. Er sah das Toilettenhäuschen auf der anderen Seite der Parkeinzäunung, wandte aber den Blick ab. In seiner Jugend hatte sein Dad – ein Polizist – über das Treiben gewettert, das dort angeblich statt-



fand. Er hatte Albert Geschichten erzählt, die ihn abstießen und ängstigten.

»Schmutzig«, »widerwärtig«, »wie Tiere« ...

Selbst nach all den Jahren hatte Albert nicht vergessen, mit welchen Ausdrücken sein Dad die Männer beschrieb, die sich in solchen Toilettenhäuschen trafen. Und selbst nach all den Jahren traute er sich nicht hinein. Er sagte zu sich, er müsse einfach noch ein bisschen aushalten, packte den Griff seines Trolleys und ging weiter.

Als er den Steinlöwen sah, der den Eingang zum Park bewachte, wusste er, dass er die Hälfte der Strecke geschafft hatte. Ein Blick auf seine Uhr verriet ihm, dass es drei Minuten nach zwölf war.

*Gar nicht schlecht für einen Tag, an dem viel zu tun ist.*

Er sah sich prüfend um, ob ihn auch niemand bemerkte, und tätschelte dem Löwen den Kopf. »Alles klar, mein Junge?«

Als er wieder die Hauptstraße erreicht hatte, stellte Albert noch die letzten Briefe zu, auch in der Arztpraxis, wo er die Toilette benutzen durfte, und im Wettbüro, wo der Angestellte schnaufend und mit hochrotem Kopf Weihnachtsdeko anbrachte. Danach kehrte Albert zum Wagen zurück, ließ den Motor an und stellte die Heizung hoch, damit er beim Essen nicht frieren musste. Er schaltete das Radio zu den Lokalnachrichten ein, nahm ein Sandwich mit Käse und Gürkchen aus der Lunchbox und schraubte seine Thermoskanne mit Tee auf.

An diesem Tag war in Lancashire nicht viel los; Albert hörte sich einen Bericht über ein Mitglied der Lancashire Pork Pie Society an, das zum ersten Mal als Juror zu den British Pie Awards in Melton Mowbray geladen worden war, und danach einen Beitrag über einen Mann, der eine Geldstrafe bekommen hatte, weil sein Papagei eine Gruppe Schulkinder unflätig beschimpft hatte. Den-



noch war es ein vergnüglicher Zeitvertreib, und als Albert sein Sandwich aufgegessen hatte, wickelte er seine Lieblingssüßigkeit aus: einen Crunchieriegel, den er sich regelmäßig gönnte. Der knusprige, honigsüße Kern erinnerte ihn an Cindertoffee, das er als Kind so gemocht und von dem er einen großen Block geschenkt bekommen hatte, als er seine Stelle bei der Post antrat. Das Toffee gab es heutzutage nicht mehr zu kaufen; zumindest war das seine Entschuldigung dafür, dass er sich täglich einen Schokoriegel gönnte. Das und das Bedürfnis, die Erinnerung daran wachzuhalten, wie glücklich er über das Geschenk gewesen war.

Nach dem Essen war es Zeit, die Post zu den geraden Hausnummern zuzustellen. Dieser Abschnitt der Strecke war kürzer, obwohl auch eine Siedlung mit Sozialwohnungen dazu gehörte. Die Siedlung hieß Flowers Estates, weil die Straßen nach bekannten Blumen benannt worden waren: Es gab zum Beispiel eine Crocus Lane, die in den Tulip Drive führte, und eine Buttercup Avenue, die in die Iris Street überging. Als Kind hatte Albert viele Mitschüler, die aus dieser Siedlung kamen; damals wohnten dort Handwerker und Arbeiter aus Kleinbetrieben und Fabriken mit niedrigen Löhnen. Auch wenn es dort eher rau zuging, war es doch ein freundlicher Ort, wo man ein Pläuschchen am Gartenzaun hielt und die Kinder auf der Straße Fußball oder Fangen spielten. Albert hatte keine Ahnung, was schiefgelaufen war, aber mittlerweile ging es dort nicht mehr ein bisschen rau zu, sondern »asozial«, wie seine Mam gesagt hätte. Erneut verdrängte er den Gedanken an seine Mam.

In der Siedlung musste Albert immer wieder Glasscherben und kleinen Metallzylindern ausweichen, die laut Lokalzeitung vom Gebrauch einer Droge namens Lachgas zeugten. Er ging um ein rostiges, verbogenes altes Fahrrad und mehrere ineinander



verkeilte Einkaufswagen herum, die mitten auf dem Bürgersteig zurückgelassen worden waren. Jeder Garten, an dem er vorbeikam, wirkte wie ein Abladeplatz für Sperrmüll. Auf einer verdorrten Rasenfläche lag die Ausstattung für ein ganzes Bad, und das schon so lange, dass Unkraut durch das Abflussloch des Waschbeckens lugte. Auf die Kloschüssel hatte jemand einen aufblasbaren Nikolaus gepflanzt, der immer schlaffer wurde.

Jeden Tag eilte Albert mit gesenktem Kopf durch diesen Abschnitt seiner Tour, um jeglichen Blickkontakt mit den Gruppen Jugendlicher in Trainingsanzügen zu meiden, die oft auf den bröckelnden Gartenmauern herumlümmelten und ihn manchmal eindeutig drohend anstarrten. Er sagte auch nichts zu dem Betrunkenen an der Bushaltestelle, der schwankend vor sich hin murmelte. Und er blieb nicht stehen, als er an zwei Frauen vorbeikam, die sich gegenseitig Beschimpfungen an den Kopf warfen.

Allerdings gab es eine Bewohnerin der Siedlung, zu der Albert sich merkwürdigerweise hingezogen fühlte. Nicole Ashton war eine junge und offenbar alleinerziehende Mutter, die im letzten Wohnhaus dieses Abschnitts wohnte, nur ein paar Meter von dem mit Kopfstein gepflasterten Weg entfernt, der zu seiner eigenen Wohnung am Ende einer Reihe Backsteinhäuser führte. Er war ziemlich sicher, dass sie nicht mal zwanzig Jahre alt war, und sie hatte ein Kleinkind. Albert wusste weder, wer der Vater des Kindes war, noch, womit Nicole ihren Lebensunterhalt verdiente, aber er hatte mitbekommen, dass sie eine Art Ausbildung machte, denn er hatte ihr ein Schreiben vom hiesigen Zentrum für Erwachsenenbildung zugestellt. Vermutlich besuchte sie Abendkurse, denn sie stand jeden Tag zur etwa gleichen Zeit an der Haustür, rauchte eine Zigarette und starrte auf ihr Handy. Auch heute machte sie keine Ausnahme, trotz der Dezemberkälte. Sie trug große, flauschige Pantoffeln und einen Morgen-



mantel über Leggings und Kapuzenpulli. Nicole blickte nicht mal auf, als Albert den Weg zum Haus heraufging, um ihr die letzte Mahnung vom Stromversorger auszuhändigen. Hinter ihr im Flur sah er ihr pummliges kleines Mädchen auf einem Spielteppich sitzen, das einem alten, mitgenommenen Stofftier einen Kinderreim vorsang.

»Tag auch«, sagte er zu Nicole und gab ihr die Rechnung.

Als sie aufschaute, sah er kurz Unbehagen in ihrem Blick aufflackern, aber sie tarnte das sofort und entriss ihm mit finsterner Miene das Schreiben. Unwillkürlich fragte er sich, was der Grund für ihre Unfreundlichkeit war. Kurz stellte er sich vor, wie er sie ansprach und danach fragte. Aber schon der Gedanke ließ unangenehm prickelnde Angst in ihm aufsteigen. Nein, das würde nur Ärger bringen.

Unangenehmes Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus. Dann drückte Nicole ihre Zigarette aus und wandte sich zur Haustür.

»Nun, ich darf nicht trödeln«, platzte es aus Albert raus.

Nicole schloss die Tür hinter sich.

Er nickte seiner Posttasche zu und verkündete der Leere: »Diese Briefe flattern nicht von selbst ins Haus.«

Albert fuhr ins Postamt zurück und leerte dabei einige Postkästen auf seiner Route. Er stellte die Pakete ab, die er nicht hatte ausliefern können, und warf einen Blick zur Wanduhr: 14.13 Uhr. Donnerwetter, wirklich nicht schlecht!

Er kehrte zu seinem Sortierregal zurück, um den Schreibkram zu erledigen. Doch kaum hatte er Platz genommen, kündeten unmissverständliche Geräusche von Tsunamis Rückkehr. Er schaute auf, als sie ihren Mantel über den Schreibtisch warf. Sue war Anfang dreißig, hatte rote Haare und auf Gesicht und Armen überall



Sommersprossen. An diesem Tag trug sie ein kleines Rentier-Geweih auf dem Kopf und Weihnachtskugeln an den Ohren. Und sie wirkte erhitzt.

»Das rätst du nie«, bemerkte sie, als ihr Mantel zu Boden glitt.

Da Albert sah, dass Jack und Smiler noch nicht von ihrer Tour zurückgekehrt waren, blieb ihm nichts anderes übrig, als nachzufragen. »Was?«

»Ich hab schon wieder gewonnen – gerade hab ich eine E-Mail gekriegt!«

»Glückwunsch«, erwiderte Albert. Und weil sich das so gehörte, hakte er nach: »Und was hast du diesmal gewonnen?«

Sue grinste breit. »Einen Jahresvorrat an Salatsoße. Ist das nicht super?«

Wie um alles in der Welt will man denn einen Jahresvorrat Salatsoße ermitteln?, hätte Albert am liebsten gefragt.

Glücklicherweise wurden sie unterbrochen.

»Albert, mein Lieber«, hörte er Marjorie, die plötzlich neben ihm stand und ihm einen Umschlag hinhielt, »du hast ein Schreiben von der Personalabteilung.«

Albert runzelte die Stirn. Er bekam jedes Jahr einen Brief von der Personalabteilung: die Ankündigung des alljährlichen Gesprächs über seine ›Leistungen und Entwicklungen‹. Dazu musste er unzählige Formulare über Hoffnungen und Ziele ausfüllen, die seine Karriere betrafen – was er immer als sinnlos empfunden hatte, denn es war mehr als offensichtlich, dass er seine Karriere genauso fortsetzen wollte wie in den vergangenen neunundvierzig Jahren. Aber dieses Schreiben war anders. Und es sah so aus, als würde er als Einziger in der Abteilung eins bekommen.

Er nahm Marjorie den Umschlag ab und drehte und wendete ihn in seinen Händen.



»Und ... willst du ihn nicht öffnen?«, erkundigte sie sich. Als sie ihn mit ihrem Blick durchbohrte, trat eine Ader an ihrem Hals hervor, die aussah wie eine Schlange, die eine Ratte verschluckte.

Ihm wurde klar, dass dies der wichtigste Brief war, mit dem er an diesem Tag zu tun hatte. Auf keinen Fall konnte er ihn jetzt öffnen; er würde warten, bis er nach Hause kam und bei Gracie war.

»Äh ... nein, ist schon gut, danke«, sagte er. »Ich lese ihn später.«

Marjorie wirkte enttäuscht. »Na gut, mein Lieber, wenn du meinst. Aber du weißt, wenn du mich brauchst, bin ich immer für dich da.« Sie lächelte ihn an, als wäre er ein Welpen mit einem Dorn in der Pfote.

»Ja, danke«, quetschte Albert hervor.

Während sie ging, faltete er den Umschlag und steckte ihn in seine Tasche. Nach ihrer Miene zu urteilen, stand nichts Gutes darin.



## Kapitel Zwei

Albert holte das Schreiben von der Personalabteilung aus seiner Tasche und legte es aufs Kaminsims.

*Ich mach es gleich auf,* versicherte er sich. *Erst mal muss ich mich beruhigen.*

Er schob den zerknitterten Umschlag zwischen seine mickrige Sammlung an Weihnachtskarten. Obwohl er auf seiner Route Tausende davon zustellte, hatte er selbst nur drei bekommen: eine von Smiler, der jedem von der Arbeit Karten schickte; eine von einer entfernten Cousine seiner Mam, die in Blackburn wohnte, ihn seit Jahren nicht gesehen hatte und ihn immer ›Alfred‹ nannte; und eine von seinem Zahnarzt – und die war nicht mal persönlich unterschrieben, sondern trug die gedruckten Signaturen aller, die in der Praxis arbeiteten. Doch konnte er sich schwerlich beklagen, schließlich hatte er nicht mal eine einzige Weihnachtskarte verschickt, seit seine Mam damit aufgehört hatte, weil sie zu krank wurde. Seitdem war die Anzahl der Weihnachtskarten, die ihm ins Haus flatterten, jedes Jahr gesunken. Aber er redete sich ein, dass es ihm lieber so war, und versuchte den Anflug von Traurigkeit zu verdrängen, der ihn bei diesem eindeutigen Beweis überkam, dass kaum jemand an ihn dachte.

Albert hatte sich überdies nicht die Mühe gemacht, irgendwie weihnachtlich zu dekorieren. Wozu auch? Schließlich erwartete er keinen Besuch. Bei genauerem Nachdenken musste er zugeben, dass er das ganze Jahr keinen Besuch gehabt hatte – es sei



denn, man zählte den Mann dazu, der ihm das neue, smarte Strommessgerät montiert hatte, oder den Klempner, der ihm den Abfluss gereinigt und ihn ermahnt hatte, keine Essensreste vom Teller in den Ausguss zu kratzen. Ach, da waren auch noch die Kinder im Sommer, die ihren Ball in meinen Garten geworfen hatten.

Er erinnerte sich, wie nervös er gewesen war, als es klingelte, er die Tür aufgemacht hatte und der Dad der Kinder wie selbstverständlich durchs Haus gegangen war, um in den Garten zu kommen. Danach blieb er mit dem unter den Arm geklemmten Ball einfach in der Küche stehen und fragte Albert, was er von der aktuellen Form des Toddington FC hielte. Da Albert nicht wusste, was er darauf sagen sollte, hatte er sich aufs Wetter verlegt. Doch als das Thema abgehandelt war, hatte die darauf eintretende unangenehme Stille seinen Nachbarn in die Flucht geschlagen. Seitdem hatte niemand mehr einen Fuß über Alberts Türschwelle gesetzt.

»Aber das ist uns ganz recht, nicht wahr?«, sagte er zu Gracie.  
»Nur wir beide und sonst niemand.«

Gracie war Alberts Katze, die er kurz nach dem Tod seiner Mam aufgenommen hatte, als sie noch ein winziges, graues Fellknäuel war. Er hatte sie nach Gracie Fields benannt, der Lieblingssängerin seiner Mutter, die die Songs aus ihrer Jugend immer gesungen hatte, als Albert noch klein war. Genau wie jeden Tag, wenn er von der Arbeit nach Hause kam, nahm er Gracie auf den Arm, streichelte ihr über das dichte Fell und kratzte sie an ihrer Lieblingsstelle hinter den Ohren.

»Du bist doch vollkommen zufrieden, nicht wahr, meine Kleine?«

Mit der schnurrenden Gracie auf dem Arm machte er ihren üblichen Spaziergang durchs Haus – ein Reiheneckhaus, in dem er schon sein ganzes Leben wohnte. Er begann im vorderen Zim-



mer, das in fröhlichem Gelb gestrichen und mit einer dreiteiligen Polstergarnitur, Mams alter Vitrine mit dem Kristallnippes und einem großen Fernseher mit Soundbar eingerichtet war. Letzterer war die extravaganteste Anschaffung in Alberts Leben, aber er fand es verwirrend schwierig, ihn zu bedienen. Er begriff immer noch nicht, wieso man drei Fernbedienungen, ein Handy und ein konstantes WLAN-Signal brauchte, nur um fernsehen zu können. Und das ist dieser sogenannte Fortschritt?

Danach schlenderte er durchs hintere Zimmer, in dem die Küchenmöbel, eine Waschmaschine sowie die alte Anrichte und der Esstisch der Familie standen, an dem Albert allerdings nur am ersten Weihnachtstag aß. Es war ihm immer noch nicht gelungen, die Erinnerung an die Auseinandersetzung abzuschütteln, die vor fast fünfzig Jahren an diesem Tisch stattgefunden hatte. Es war eine Konfrontation gewesen, die den Verlauf seines ganzen Lebens geprägt hatte – und die er am liebsten vergessen hätte.

Die Katze auf seinem Arm hörte nicht auf zu schnurren. »Hattest du heute viel zu tun, Gracie?«, fragte er leise. »Hast du das Haus bewacht?«

Gracie miaute laut und sprang hinunter auf den Boden. Dann strich sie um ihren Futterplatz herum und schmiegte sich an Alberts Schienbein.

»Also los«, sagte er liebevoll, »machen wir dir Abendessen. Du hast bestimmt Hunger, oder?«

Er ging zum Kühlschrank und holte ein Päckchen mit Hühnerleber heraus, die er zum Kochen auf den Herd stellte. Morgens bekam Gracie normales Dosenfutter, aber abends nahm er sich Zeit, sie zu verwöhnen. Als sich der Geruch in der Küche ausbreitete, wurde Gracie sichtlich aufgeregt. Da sie in letzter Zeit nicht mehr so viel fraß, musste Albert über ihren Enthusiasmus lächeln.

Dann fiel ihm wieder ein, wie er Jack im Büro über eine Frau



von seiner Tour hatte lästern hören, die allein mit drei Katzen lebte.

»Mit der stimmt doch was nicht«, hatte Jack seinen Kollegen zugerufen, »die ist ständig allein. Eine von den verrückten alten Katzenladys.«

Albert nahm den Topf vom Herd und versuchte, nicht mehr daran zu denken.

Sobald er Gracie mit der Leber glücklich gemacht hatte, kümmerte er sich um sein eigenes Essen. Da es Montag war, kochte er Kartoffelbrei mit Würstchen. Dienstags gab es Pommes und Spiegelei, mittwochs und donnerstags Hackfleischpastete (er bereitete immer gleich zwei Portionen zu), und freitags holte er sich was – normalerweise Fisch und Chips, aber manchmal gönnte er sich auch eine Pizza, und einmal hatte er sogar ein Curry geholt – Chicken Tikka –, das ihm wirklich geschmeckt hatte. Aber das war kurz nach dem Tod seiner Mutter gewesen, noch bevor er dem Trost seiner täglichen Routine vollends verfallen war.

Wie üblich nahm er sein Abendessen auf einem Tablett vor dem Fernseher zu sich und verfolgte dabei die BBC-Sechsuhrnachrichten. Gracie gesellte sich zu ihm und leckte sich die Pfoten, während er versuchte, sich auf die Meldungen zu konzentrieren und nicht an den Brief der Personalabteilung zu denken.

Um halb sieben spülte er das Geschirr, zog die Vorhänge zu und ging in die erste Etage. Wie üblich lief er an der geschlossenen Tür des hinteren Schlafzimmers vorbei, das er nur betrat, wenn es unbedingt nötig war. Stattdessen steuerte er das Frontzimmer an, in dem er seit seiner Kindheit schlief. Dort wechselte er die Briefträgeruniform gegen den Schlafanzug, der ordentlich gefaltet auf dem Bett lag, zog den braun karierten Morgenmantel darüber und schlüpfte in seine gemütlichen Pantoffeln. Danach



ging er nach unten zurück, um den Abend vor dem Fernseher zu verbringen.

Zwar kannte Albert das Programm seiner Lieblingssender auswendig, konnte aber nie voraussagen, was Gracie tun würde. An diesem Abend setzte sie sich nicht auf seinen Schoß, sondern rollte sich vor dem Heizkörper zusammen – was ihm ganz und gar nicht gefiel. Er schaltete die Heizung aus, weil er ahnte, wenn sie nicht mehr warm wäre, würde Gracie sich ein anderes Plätzchen suchen – und mit etwas Glück auf seinem Schoß landen. Eine kalte Nase wäre ein geringer Preis dafür. Und tatsächlich fing sie bei der zweiten Folge von *Coronation Street* an, mit ihren Pfötchen seine Knie zu massieren.

»Hallo, meine Kleine. Kommst du schmusen?«

Die Katze schmiegte sich in die Kuhle zwischen seinen Beinen, streckte sich und war schon bald eingeschlafen. Albert tastete nach einer ihrer Pfoten und hielt sie fest.

Gracie schlief immer noch, als um neun Uhr *I'm A Celebrity – Get Me Out Of Here!* begann. In dieser Folge hockten ein Comedian, den Albert noch nie witzig gefunden hatte, ein ihm völlig unbekannter Popstar und eine Frau, die sich als »Influencerin« bezeichnete, vor dem Zelt und redeten über ihre schlimmsten Ängste.

»Bei mir sind es Spinnen«, sagte der Popstar mit einer Grimasse.

»Bei mir Schlangen«, erwiderte der Comedian und schüttelte sich. Er wandte sich zur Influencerin. »Und bei dir?«

»Menschen«, sagte Albert laut und übertönte die Influencerin. »Menschen.«

Während des Geplauders im Fernsehen wanderten Alberts Gedanken zu seiner Antwort zurück. Er hatte nicht immer Angst vor Menschen gehabt; in der Schule war er ziemlich kontaktfreudig gewesen und hatte viele Freunde gehabt – Freunde wie Tom



Horrocks und Colin Broadbent. Als kleine Jungen hatten sie auf dem Spielplatz gespielt, waren später zusammen ins Kino oder in den Jugendclub gegangen, hatten sich noch später in Pubs geschlichen und dabei versucht, alt genug zu wirken, dass sie auch was bekamen. Sie hatten sich dabei angestachelt und später in den Geschichten ihrer Ausschweifungen geschwelgt. Sie wussten, es war nur eine kleine Regelverletzung, die ihre Väter vielleicht sogar stolz machte, weil es sie an ihren eigenen Initiationsritus erinnerte.

Aber dann hatte sich alles verändert.

Albert war unmissverständlich Bescheid gegeben worden, was seine Freunde über Menschen wie ihn dachten. Was die ganze Welt über Menschen wie ihn dachte – über sein wahres Ich, das er sorgfältig verborgen gehalten hatte. Er zog sich nach und nach von allen zurück und flüchtete sich zuerst in seine Arbeit und dann in die Pflege seiner Mam. Schleichend war er von einer ihm eigentlich fremden Schüchternheit überwältigt worden, die durch seine Furcht verstärkt wurde, wie eine Strömung, gegen die er nicht anschwimmen konnte – bis er darin ertrank.

*Aber es bringt nichts zu verweilen.*

»Jedenfalls sind wir noch da, oder nicht?«, sagte er zu Gracie. Als Antwort legte sie wieder ihren Kopf auf seinen Schoß. »Und es geht uns doch eigentlich gut. Nur wir beide – meine Kleine und ich.«

Um zehn Uhr endete die Sendung, und Albert musste Gracie wecken, um aufzustehen und den Fernseher auszuschalten. Es war Zeit fürs Bett.

Doch davor wollte er sich noch ein besonderes Vergnügen erlauben. Das machte er nicht jeden Tag, sondern sparte es sich für seltene Gelegenheiten auf, aber auch wenn er sich trösten wollte.



Oder wenn ich nicht an den bedrohlichen Brief auf dem Kaminsims denken will.

Er ging zu seiner alten Stereoanlage und suchte eine CD mit klassischen Musicalsongs heraus. Eigentlich war er kein großer Musicalfan, aber die Songs erinnerten ihn an glücklichere Zeiten. An seine Jugend – und an jemanden, mit dem er glücklich gewesen war.

Er prüfte, ob die Tür geschlossen und die Vorhänge fest zugezogen waren, und schaltete die Anlage an. Zwar stellte er die Musik nicht besonders laut, da die Nachbarn nichts hören sollten. Aber er kickte seine Pantoffeln von den Füßen und fing an, zu ›Shall We Dance‹ aus *Der König und ich* zu tanzen, und das mit einer Versiertheit und Eleganz, dass seine Kollegen aus dem Staunen nicht mehr herausgekommen wären. Gracie war an diese kleinen Privatvorstellungen schon gewöhnt, daher hob sie nicht mal den Kopf, obwohl Albert für sie tanzte. Und dabei spürte er, wie seine Schüchternheit und seine Hemmungen schmolzen wie die zwei Zuckerstückchen, die er in seinen Tee gab. Er hüpfte und wirbelte mit einer Energie herum, die ihn selbst überraschte, und genoss jede Sekunde dieser befreienden Extravaganz.

Als Nächstes spielte er ›I Could Have Danced All Night‹ aus *My Fair Lady* und dann ›Singing in the Rain‹. Als er auch noch die letzten Unsicherheiten weggetanzt hatte, spürte er, wie Glück ihn durchströmte. Meistens fühlte er sich, als wäre er kurz vor dem Ertrinken, aber jetzt war es, als würde er sich über das Wasser erheben, wie ein wunderbares Wesen, das in die Freiheit entlassen wurde. Wenn nur mein ganzes Leben so sein könnte. Wenn ich mich nur immer so frei fühlen könnte.

Aber dann fiel sein Blick wieder auf den Brief auf dem Kaminsims. Und plötzlich wurde ihm bewusst, welches Bild er abgeben musste. Leicht außer Atem, vergewisserte er sich noch ein-



mal, dass ihn kein Spalt zwischen den Vorhängen verriet. Als er einen Blick auf die dürftig beleuchtete Straße vor seinem Fenster erhaschte, schoss ihm vor lauter Scham das Blut in die Wangen. Zum Donnerwetter, Junge, was tänzelst du da im Vorderzimmer herum? Was ist in dich gefahren, du musst dich doch wichtigen Neuigkeiten stellen!

Er schaltete die Musik aus und schnappte sich das Schreiben. Als er wieder zu Atem gekommen war, riss er den Umschlag auf und holte den Briefbogen heraus. Er begann zu lesen:

»Sehr geehrter Mr Entwistle,

in drei Monaten werden Sie Ihren fünfundsechzigsten Geburtstag feiern. Die Royal Mail möchte Ihnen schon mal im Voraus zu diesem besonderen Ereignis gratulieren und sich herzlich für viele Jahre treuer Dienste bedanken.«

Nun, das ist doch eigentlich nichts Schlimmes.

»Wie Sie sicher wissen, liegt das Renteneintrittsalter in unserem Unternehmen bei fünfundsechzig Jahren.«

Nein! Nein, das kann nicht wahr sein.

Er versuchte weiterzulesen, aber die Worte verschwammen vor seinen Augen, und ihm wurde übel.

»Wir haben Verständnis dafür, wenn manche Angestellte noch nicht bereit dazu sind und diese Regel vielleicht umgehen möchten.«

Allerdings, ganz genau.



»Doch leider gibt es keine Möglichkeit, den Eintritt ins Rentenalter aufzuschieben.«

Himmel noch mal!

»Wenn Sie die Angelegenheit mit Ihrer Vorgesetzten Mrs Marjorie Bennett besprechen möchten ...«

Albert stützte sich am Kamin ab. Das durfte nicht wahr sein!

*Ich kann doch nicht aufhören zu arbeiten. Wer bin ich denn noch, wenn ich kein Postbote mehr bin?*

Wieder las er den Brief, aber da stand es, schwarz auf weiß: die Ankündigung seiner Zwangspensionierung.

Ihm fiel ein, wie beruhigend er heute seine Routine gefunden hatte. So wie jeden Tag. Er dachte daran, wie er noch an diesem Morgen bei der Ankunft am Postamt gedacht hatte, es würde ein Tag wie jeder andere werden.

Wie sehr er sich geirrt hatte.

Denn heute war der Tag, an dem alles sich änderte.



## Kapitel Drei

Nicole Ashton warf einen verstohlenen Blick auf ihr Handy. Keine Nachricht. Schon bei dem Gedanken, es könnte gleich eine eintreffen, durchzuckte sie freudige Aufregung.

»Nicht vergessen, Mädels«, mahnte ihre Lehrerin freundlich, »die Maniküre gibt dem Erscheinungsbild den letzten Schliff.«

Nicole holte tief Luft und versuchte, sich zu konzentrieren. Sie nickte ihrer Lehrerin zu. Joyce Bennett war eine schlanke Dame Anfang sechzig, die durch ihre extravagante platinblonde Föhnfrisur immer leicht overstyled wirkte. Wie üblich war ihre Haut karamellbraun gesprüht, vermutlich ein Nebeneffekt ihrer Stellung als Leiterin der Abteilung für Kosmetik, Stil und Frisuren am Toddington College.

»Und wie lautet mein Motto?«, fragte sie.

Nicole und ihre Mitschülerinnen antworteten im Chor: »Das Leben ist zu kurz für hässliche Nägel.«

Joyce strahlte. »Fabelhaft. Und jetzt sorgen wir für ein bisschen Glanz im Leben!«

Ein Anflug von Nervosität überkam Nicole. Sie besuchte seit drei Monaten diesen Kurs, und heute Abend sollte sie zum ersten Mal eine Maniküre an einer echten Kundin vornehmen. Die meisten hatten eine Rentnerin zugewiesen bekommen, da diese die nötige Zeit und die Bereitschaft hatten, Auszubildende an ihre Nägel zu lassen. Nicole hingegen hatte eine Matrone namens Marjorie vor sich, die in den Fünfzigern war und im Postamt von



Toddington arbeitete. Dazu kam, dass Marjorie Joyces Schwägerin war, deshalb wusste Nicole, dass jedes noch so kleinste Detail ihrer Arbeit an Joyce zurückgemeldet werden würde. Sie wollte ihr Bestes geben, um ihrem Ziel einen Schritt näher zu kommen, eines Tages einen eigenen Schönheitssalon zu besitzen – ein Ziel, das momentan fast unerreichbar wirkte, das sie aber immer im Hinterkopf hatte. Ich muss einfach super sein.

Als sie Marjorie anlächelte, bemühte sie sich um Selbstvertrauen. Die Hände ihrer Kundin lagen bereits auf zwei weißen Handtüchern, neben denen Nicole ihre Instrumente und Pflegeprodukte aufgereiht hatte.

»Ich beginne damit, Ihre Hände zu reinigen«, erklärte sie stockend.

Sie nahm Desinfektionsspray, sprühte es auf die Hände und wischte sie mit Kosmetiktüchern ab.

»Und jetzt werde ich Ihre Nägel feilen, damit sie sauber und ordentlich aussehen.«

»Nicht vergessen, meine Damen«, rief Joyce, die langsam durch den Raum ging, »bei der Arbeit mit den Kundinnen plaudern, damit sie sich wohlfühlen. Denkt dran, der Salon sollte ein geschützter Ort sein, wo die Kundinnen über alles sprechen können, was ihnen am Herzen liegt. Was sage ich immer?«

Alle jungen Frauen um Nicole herum blickten von ihrer Arbeit auf: »Was im Salon geschieht, bleibt im Salon.«

Nicole spürte ein mulmiges Gefühl im Magen. Diesen Teil fand sie immer schwierig. Aber sie wusste, wenn sie als Kosmetikerin Erfolg haben wollte, musste sie ihre Befangenheit überwinden, mit Fremden zu plaudern. »Also ... Sie sind Joyces Schwägerin?«, brachte sie hervor.

»Ja«, nickte Marjorie, »wir kennen uns schon seit fünfunddrei-



ßig Jahren. Sie hat den Bruder meines Mannes geheiratet. Früher nannte man uns auch Toddingtons Antwort auf Di und Fergie.«

Marjorie lächelte erinnerungsselig, doch Nicole war nicht ganz klar, was sie damit meinte.

»Aber natürlich noch weit vor der ganzen Zehenleckerei«, fügte Marjorie hinzu.

Jetzt begriff Nicole gar nichts mehr.

Glücklicherweise plauderte Marjorie einfach munter weiter. »Wie lang das alles schon her ist«, sagte sie wehmütig. »Mittlerweile hat mein Fred Hämorrhoiden so groß wie Weintrauben, und ich muss mich mit den Wechseljahren herumschlagen. Ganz ehrlich, meine Liebe, es ist einfach schrecklich. Die nächtlichen Schweißausbrüche sind so heftig, dass es sich anfühlt, als würde ich in einem Kinderpool schlafen.«

Oh Gott, diese Frau ist echt krass.

»Und mein Sextrieb geht gegen null«, fuhr sie fort, »obwohl das nicht so schlimm ist, weil meine Muschi so trocken ist, dass man ein Streichholz dran anzünden könnte.«

Nicole wusste nicht, was sie darauf erwidern sollte. Also gab sie eine hoffentlich angemessene Mitleidsbekundung von sich, obwohl es ihr einfach nur peinlich war.

Während sie sich die zweite Hand vornahm, warf sie erneut einen verstohlenen Blick auf ihr Handy. Immer noch nichts. Komm schon, ich platze gleich, wenn er sich nicht meldet.

»Wie auch immer, aber was ist mit Ihnen«, fragte Marjorie. »Sie haben eine kleine Tochter?«

»Was?« Sofort fühlte Nicole sich in der Defensive. »Woher wissen Sie das?«

»Das hab ich auf dem Display von Ihrem Handy gesehen.«

Nicole wollte schon antworten, aber da fiel ihr ein, wie Joyces Feedback nach ihrer ersten Föhnfrisur bei einer Kundin gelautet



hatte. Sie hatte gesagt, Nicole wäre eine der begabtesten Schülerinnen des Kurses, doch ihre Kundin hätte sich beklagt, sie wäre ein bisschen schroff gewesen. Damals hatte sich Nicole sehr zusammennehmen müssen, um nicht die Augen zu verdrehen, denn wenn man als junge Schwarze nur ein bisschen reserviert war, fanden die Weißen einen sofort grimmig und aggressiv. Und wenn sie etwas auch nur ansatzweise Politisches von sich gab, wurde es noch schlimmer. In ihrem letzten Kurs hatte sie eine einzige Frage gestellt – und das sehr höflich –, nämlich wieso es keine Lektion zum Frisieren von Afrohaaren gäbe, und da hatte die Lehrerin ihr gleich eine ›bedrohliche Haltung‹ vorgeworfen. Wieso merkten die Leute nicht, dass sie nicht aggressiv war, sondern schüchtern? Keiner denkt mal darüber nach, dass mich bestimmte Erfahrungen einfach vorsichtig und zurückhaltend gemacht haben.

Sie zwang sich zu lächeln. »Ja, das ist Reenie«, erklärte sie. »Sie ist gerade zwei geworden und findet momentan Peppa Wutz ganz toll. Wenn ich hier im Kurs bin, geht sie unten in die Kita.«

Nicole überlegte, ob sie sagen sollte, dass sie sich beim ersten Mal solche Sorgen um sie gemacht hatte, dass sie auf der Toilette geweint hatte. Und auch, dass sie ihre Tochter zwar eigentlich immer bei sich haben wollte, aber gleichzeitig befürchtete, sie würde so schüchtern werden wie sie selbst. Und dass sie ihr deshalb möglichst viel Kontakt zu anderen Kindern bieten wollte. Aber es war ihr einfach unangenehm, über so persönliche Dinge zu sprechen.

Sie feilte die Nägel der zweiten Hand fertig und breitete dann beide Hände der Kundin aus, um ihr Werk zu begutachten. Hmmm, sieht wirklich ziemlich gut aus.

Sie holte tief Luft.

Jetzt wirke bloß nicht zu unhöflich ...



»Nun creme ich Ihre Nagelhaut ein«, erklärte sie freundlich, »damit sie weich wird, bevor ich sie zurückschiebe.«

Marjorie nickte. »Und wer ist der Dad Ihres kleinen Mädchens?«, erkundigte sie sich. »Sie sind ja sehr jung, um eine Familie zu gründen.«

Nicoles Hände erstarrten. Sie wollte Marjorie nicht sagen, dass sie keine Familie gegründet, sondern sich einfach in einen Jungen namens Dalton verliebt hatte. Damals war sie gerade fünfzehn geworden, und sein Talent als Songwriter und sein Ziel, Musiker zu werden, hatten sie beeindruckt. Doch als sie ein Jahr später schwanger wurde, war aus der Beziehung, in der es bisher nur um Spaß gegangen war, plötzlich Ernst geworden. Zuerst hatte Dalton sie unterstützt und sie angefleht, das Baby zu behalten. Sie hatte sich Sorgen gemacht, wie sie das nötige Geld aufbringen sollten, ohne seine Pläne zu gefährden. Aber er hatte versprochen, bei ihr zu bleiben – und das war er auch. Bis ein Label in London Interesse an ein paar seiner Songs zeigte: Dann verschwand er und ließ sie zwei Monate vor dem Geburtstermin im Stich. Er hörte auf, auf ihre Anrufe zu reagieren. Nicole war am Boden zerstört und sah sich gezwungen, ihre Ausbildung und ihre Zukunftspläne auf Eis zu legen.

Und jetzt hatte sie noch mal von vorne begonnen, wohnte in einer Sozialsiedlung, meilenweit weg von ihren Freunden, und besuchte diesen Abendkurs, wo sie niemanden richtig kannte, niemanden, der auf ihre Tochter aufpassen könnte, wenn sie ausgehen und neue Leute kennenlernen wollte. Ihr einziger Kontakt zu Dalton bestand durch den monatlichen Unterhalt, zu dem das Jugendamt ihn gezwungen hatte. Allerdings zahlte er auch den nur unregelmäßig, da die Musikkarriere, wegen der er sie verlassen hatte, im Sande verlaufen war. Er war trotzdem in London geblieben und nicht mal nach Toddington gekommen, um seine



Tochter kennenzulernen. Aber nichts davon wollte sie Marjorie erzählen; auf gar keinen Fall sollte man von ihr denken, sie wäre eins von den naiven jungen Dingen, die von einem Kerl sitzen gelassen wurden. Auch wenn ich vielleicht früher so war, jetzt hab ich meine Lektion gelernt und bin nicht mehr so.

»Ach, von Reenies Vater hab ich mich getrennt«, erklärte sieforsch. »Und es geht uns sehr gut ohne ihn. Wir zwei kommen auch allein klar.«

Das stimmte natürlich nicht ganz. Nicole versuchte jeden Gedanken an ihr überzogenes Konto zu verdrängen – und auch an Weihnachten und Geschenke. Schon überkam sie wieder die Angst. Nicht daran denken! Konzentrier dich einfach auf die Maniküre!

Nachdem sie Marjories Nagelhaut eingecremt hatte, legte sie deren linke Hand in eine Schüssel mit warmem Wasser.

Marjorie sah sie mit leicht zusammengekniffenen Augen an. »Wer ist denn der neue Kerl, wenn es nicht Reenies Dad ist?«

Mein Gott, das kann doch nicht wahr sein! Kennt die Frau denn gar keine Grenzen?

»Ach, meine Liebe, leugnen ist zwecklos: Ich hab doch bemerkt, wie Sie immer wieder aufs Handy gucken. Und diesen Blick kenne ich nur zu gut.«

Nicole holte tief Luft und schluckte ihren Impuls herunter, Marjorie ordentlich die Meinung zu sagen. »Ja, ich hab da wirklich jemanden kennengelernt«, gab sie widerstrebend zu. »Aber ich will lieber nicht darüber reden ... wenn es Ihnen nichts ausmacht ... es geht noch nicht lang, und ich will nichts heraufbeschwören.«

Außerdem geht Sie das gar nichts an!

»Ach, kommen Sie schon«, drängte Marjorie, »mir können Sie's doch sagen. Glauben Sie, er ist der Richtige?«



»Bitte, können Sie nicht einfach Ruhe geben?«, fauchte Nicole. »Ich will echt nicht drüber reden –«

Sie verstummte, als sie Marjories gekränkte Miene sah. Du darfst es nicht vermässeln!

»Tut mir leid«, brachte sie hervor. »Es ist noch so neu, dass ich erst mal damit klarkommen muss.«

Sie gab sich alle Mühe, ihr mit einem Lächeln zu verstehen zu geben, dass das Thema damit für sie abgeschlossen war. Rasch machte sie Marjories rechte Hand fertig und legte sie in die Schüssel.

»Und jetzt schiebe ich vorsichtig die Nagelhaut zurück«, erklärte sie, »damit die Nagelfläche größer aussieht.«

Daraufhin erwiderte Marjorie nichts, und bevor sie doch noch eine Frage stellen konnte, kam Nicole ihr zuvor.

»Und was ist mit Ihrem Mann?«, erkundigte sie sich. »Wie haben Sie ihn kennengelernt?«

Als Marjorie zu einer langen Geschichte ansetzte, atmete sie im Stillen erleichtert auf. Offenbar war es Liebe auf den ersten Blick gewesen, zu einem Song von Wham! in der Disco von Toddington, die schon vor langer Zeit abgerissen worden war. So viel bekam Nicole noch mit, dann blendete sie sie aus und erlaubte sich, an ihr erstes Date mit ihrem neuen Freund Jamie zu denken. Im Sommer zuvor, als Jamie in den Semesterferien zu seiner Familie in Toddington zurückgekommen war, hatten sie sich online kennengelernt. Er studierte in Leeds, um Ingenieur zu werden, und schon ihr erster Austausch im Internet hatte Nicole ermutigt, weil er so ganz anders schien als Dalton. Auch ihr erstes Treffen war großartig gelaufen. Da sie niemanden hatte, der auf Reenie aufpasste, hatte sie sie mitnehmen müssen; sie und Jamie hatten einen Spaziergang am hiesigen Stausee gemacht, während Reenie im Buggy ihr Mittagsschläfchen hielt. Nicole hatte Angst ge-